

Robert L. Heilbroner

Die **Denker**
der **Wirtschaft**

**Ideen und Konzepte der großen
Wirtschaftsphilosophen**

Aus dem Amerikanischen
von Matthias Sommer

FinanzBuch Verlag

Kapitel 2

Die ökonomische Revolution

Seit der Mensch von den Bäumen herunterstieg und die Erde betreten hat, sieht er sich mit dem Problem des Überlebens konfrontiert. Dabei geht es nicht um das Überleben des Einzelnen, sondern sein Schicksal als Teil einer sozialen Gemeinschaft. Der Fortbestand der Menschheit zeigt, dass wir das Problem des Überlebens bis heute immer wieder zu lösen imstande waren; der Umstand jedoch, dass es selbst in den reichsten Nationen noch immer Armut und Elend gibt, lässt uns zugleich erkennen, dass die bisherigen Lösungen bestenfalls unzureichend gewesen sind.

Der Mensch sollte sich nicht grämen, das Paradies auf Erden bisher nicht gefunden zu haben. Es war schon immer schwierig, dem Planeten Erde das zum Überleben Notwendige abzurufen. Unvorstellbar große Herausforderungen waren zu meistern: die Domestizierung der Nutztiere, die Entwicklung des Ackerbaus, die Förderung von Metallen. Der Mensch verdankt sein Fortbestehen allein seiner Fähigkeit, Gemeinschaften zu bilden.

Gleichzeitig hat der Umstand, dass Menschen sich stets aufeinander verlassen mussten, das Überleben auch außerordentlich schwierig gemacht. Im Gegensatz zur Ameise zum Beispiel ist dem Menschen kein sozialer Instinkt angeboren. Er scheint vielmehr mit einer starken Egozentrik ausgestattet zu sein. Wenn ihn daher seine relativ geringe Körperkraft zur Kooperation mit anderen zwingt, drohen seine inneren Antriebe fortwährend die eingegangenen sozialen Bindungen zu zerreißen.

In primitiven Gesellschaften stellt die Umwelt einen Ausgleich zwischen Egoismus und Kooperation her; wenn die Mitglieder einer Gesellschaft der ständigen Gefahr des Verhungerns ausgesetzt sind – wie zum Beispiel die Eskimos – zwingt die Notwendigkeit der Überlebenssicherung zur gemeinschaftlichen Bewältigung des Tagwerks. Unter weniger harten Bedingungen, so meinen Anthropologen, gehen Männer und Frauen der Erfüllung ihrer Aufgaben unter den allgemein anerkannten Prinzipien der Verwandtschaft und der *Reziprozität*³ nach. In ihrem außergewöhnlichen Buch über afrikanische Buschmänner beschreibt Elizabeth Marshall Thomas wie ein Gemsbock zwischen nahen und entfernteren Verwandten so aufgeteilt wird, dass am Ende »keiner mehr zu essen bekommt als ein anderer«.⁴ In einer komplexen Gesellschaft jedoch fehlt es an diesem unmittelbaren Existenzdruck oder einem entsprechenden Netz sozialer Verpflichtungen. Seit Männer und Frauen nicht mehr Schulter an Schulter arbeiten müssen, um das gemeinsame Überleben zu sichern und das Prinzip der Verwandtschaft als gesellschaftliche Organisationsform weitgehend verschwunden ist, stellt der Fortbestand der Menschheit in sozialer Hinsicht eine große Leistung dar – etwa in einer Gesellschaft, in der zwei Drittel der Bevölkerung nichts mit den eigenen Händen produzieren und weder in der Landwirtschaft noch im Bergbau, ja noch nicht einmal in einer Fabrik arbeiten.

Unter solchen Bedingungen hängt das Schicksal der Gemeinschaft an einem seidenen Faden. Eine moderne Gesellschaft ist fortwährend unzähligen Gefahren ausgesetzt: Was, wenn es den Landwirten nicht gelänge, die Ernte einzubringen; oder die Eisenbahner sich plötzlich entschieden, Buchhalter werden zu wollen; oder zu wenige Bergarbeiter, Stahlkocher oder Ingenieure zur Verfügung stünden? Mit anderen Worten, wenn nur einige der ineinander verwobenen gesellschaftlichen Aufgaben nicht erfüllt würden, verlöre das industrielle Leben seinen inneren Zusammenhalt. Tagtäglich ist unsere Gesellschaft daher mit den Möglichkeiten ihres Zusammenbruchs konfrontiert – eine Gefahr, die ihr jedoch nicht durch die Natur droht, sondern allein aufgrund der Unvorhersehbarkeit menschlichen Verhaltens.

3) Das Prinzip der Reziprozität (oder Gegenseitigkeit) bedeutet hierbei alle Formen von Austausch, die auf sozialer Ebene in einer symmetrischen, gleichwertigen Beziehung ablaufen, wie z. B. Gabe und Gegengabe (Anm. d. Übers.).

4) Vgl. Elizabeth Marshall Thomas, *The Harmless People*, New York 1958, S. 50

Im Lauf der Jahrhunderte fand die Menschheit nur drei Wege, sich vor dieser drohenden Katastrophe zu schützen.

Zum einen hat der Mensch sein Überleben auf der Basis von Traditionen sichergestellt, indem er die notwendigen Fähigkeiten in Sitten und Gebräuche gekleidet und dann von Generation zu Generation weitergereicht hat: Der Sohn folgt dem Vater, wodurch sich die Struktur erhält. Im alten Ägypten war jeder »aus religiösen Gründen verpflichtet [...], den Beruf des Vaters zu ergreifen, und jeder Berufswechsel [galt] als größte Gotteslästerung« so Adam Smith.⁵ Ähnlich verhielt es sich in Indien, wo bis in jüngste Zeit bestimmte Berufe an die Zugehörigkeit zu einer Kaste geknüpft waren; in den meisten nicht-industrialisierten Gesellschaften wird die soziale Stellung und Aufgabe eines Menschen durch Geburt bestimmt.

Es gibt Gesellschaftssysteme, die andere Lösungen entwickelten: Autoritäre Regeln können dafür sorgen, dass die gesellschaftlichen Pflichten erfüllt werden. Die Pyramiden im alten Ägypten wurden nicht errichtet, weil ein potenter Unternehmer den Bau in die Hand genommen hätte; und auch die Fünfjahrespläne in der Sowjetunion wurden nicht erfüllt, weil dies einem alten Brauch entsprochen oder persönlichen Interessen gedient hätte. Sowohl die Sowjetunion als auch das alte Ägypten waren Zwangsregime. Unabhängig von politischen Aspekten sicherten beide Gesellschaften ihr *ökonomisches* Überleben durch zentral erlassene Gesetze und ein von der Obrigkeit konsequent durchgesetztes System von Strafen.

Viele Jahrhunderte lang schlug sich die Menschheit mit dem Problem des Überlebens herum und wählte dabei den einen oder anderen der gezeigten Lösungswege. Solange das Problem entweder mit Hilfe von Traditionen oder Zwängen in den Griff zu bekommen war, tauchte das, was wir heute als »Ökonomie« bezeichnen im Fokus philosophischer Betrachtung nicht auf. Und obwohl die Gesellschaftssysteme vergangener Epochen wirtschaftlich betrachtet erstaunliche Unterschiede aufwiesen – es gab exaltierte Könige und Volkstribunen, als Währung dienten mal getrocknete Fische, dann wieder riesige Steine, Waren konnten auf denkbar einfachste kommunistische Weise oder nach in hohem Maße ritualisierten Regeln gehandelt werden –, bedurfte es unter den Bedingungen von Tradition und Zwang keiner Wirtschaftstheorien, um sich ihr Funktionieren zu erklären. Es gab durchaus Theologen, Politikwissenschaftler, Staatsmänner, Philosophen oder Historiker, seltsamerweise jedoch keine Ökonomen.

Die Ökonomen traten erst nach der Entdeckung einer dritten Lösung für das Problem des Überlebens auf den Plan, die auf einer erstaunlichen Vereinba-

5) Adam Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, dt. *Der Wohlstand der Nationen*, Frankfurt 1978, S. 55

rung basiert. Der Fortbestand der Gesellschaft sollte auf einmal dadurch gesichert werden, dass sie es jedem Einzelnen erlaubte, genau das zu tun, was er für richtig hielt – vorausgesetzt, er beachtete eine einzige, für alle geltende Direktive. Das gesellschaftliche Arrangement, von dem hier die Rede ist, wird heute »Marktwirtschaft« genannt, und die dazugehörige Direktive ist von trügerischer Einfachheit: Jeder soll nur das tun, was ihm den größten finanziellen Nutzen bringt. In der Marktwirtschaft treibt die Aussicht auf Profit, nicht die Ergebenheit in die Tradition oder der Zwang von Autoritäten den Einzelnen zur Erfüllung seiner Aufgaben an. Und obgleich es eigentlich jedem frei steht, in der Verwirklichung seiner Geschäftsziele seiner eigenen Nase zu folgen, führt das Gegeneinander der Einzelnen auf einmal dazu, die notwendigen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen.

Dieser paradoxe, raffinierte und schwierige Lösungsansatz für die Überlebensfrage brachte die Ökonomen hervor. Anders als unter den vergleichsweise einfachen Bedingungen von Tradition und Zwang war es alles andere als gewiss, ob die Gesellschaft tatsächlich Bestand haben würde, wenn jeder Einzelne nur auf seinen eigenen Vorteil aus war. Zudem war es mehr als fraglich, ob alle für eine Gesellschaft erforderlichen Aufgaben – die unangenehmen genauso wie die angenehmen – auch dann noch erfüllt würden, wenn die Welt nicht länger durch Traditionen oder eine Ordnung des Zwangs zusammengehalten wurde. Niemand vermochte mit Sicherheit zu sagen, was es bedeutete, wenn sich die Gesellschaft nicht länger den Befehlen einer Obrigkeit unterwarf.

Die Ökonomen versuchten schließlich dieser Frage auf den Grund zu gehen, allerdings erst nachdem sich die Idee der Marktwirtschaft durchzusetzen vermochte, vorher hatte sie sich überhaupt nicht gestellt. Noch bis ins 18. Jahrhundert waren die Menschen sehr skeptisch gegenüber dem Marktsystem und betrachteten es nicht ohne Argwohn und Misstrauen. In all den Jahrhunderten war die Menschheit auf den bewährten Pfaden der Tradition und mit den Mitteln des Zwangs ganz gut zurechtgekommen; um diese Sicherheit aufzugeben und gegen die fragwürdigen und verwirrend erscheinenden Mechanismen des Marktsystems einzutauschen, bedurfte es nicht weniger als einer handfesten Revolution.

Im Hinblick auf die Entstehung der modernen Gesellschaft war diese Revolution von größerer Bedeutung und um vieles weitreichender als die französische, die amerikanische, ja selbst die russische Revolution. Um ihre Bedeutung würdigen und die tief greifende Veränderung verstehen zu können, die sie für die Gesellschaft bedeutete, müssen wir in eine frühere, längst vergessene Zeit eintauchen, in der unsere eigene Gesellschaft schließlich ihren Ursprung hat. Erst dann wird auch verständlich, weshalb die Ökonomen so lange warten mussten.

Erster Halt: Frankreich im Jahr 1305.

Wir besuchen einen Markt. An diesem Morgen sind die Fernhandelskaufleute und ihr bewaffneter Begleitschutz eingetroffen. Sie haben ihre Verkaufsstände aufgestellt und beginnen sowohl untereinander als auch mit den örtlichen Einwohnern einen regen Handel zu treiben.⁶ Eine ganze Reihe von exotischen Waren steht zum Verkauf: Seide und Taft, Gewürze und Parfüms, Felle und Pelze. Einige der Waren stammen aus dem Libanon, andere aus Skandinavien; wieder andere wurden nur ein paar Hundert Kilometer weit transportiert. Neben dem einfachen Volk besuchen auch adlige Männer und Frauen den Markt, um Farbe in ihr eintöniges, gutsherrschaftliches Leben zu bringen; begierig nehmen sie bei der Begegnung mit den fremdartigen Waren aus dem fernen Arabien auch neue Wörter auf: Divan, Sirup, Tarif, Artischocke, Spinat, Amphore ...⁷

Im Inneren der Zelte jedoch bietet sich ein eigentümliches Bild: Die Geschäftsbücher, die offen auf dem Tisch liegen, enthalten häufig nicht mehr als eine kurze geschäftliche Notiz; im Buch eines Kaufmanns kann man beispielsweise lesen: »Seit Whitsuntide schuldet mir ein Mann 10 Gulden. Seinen Namen habe ich vergessen.«⁸ Die überwiegende Mehrheit rechnet in römischen Zahlen, und die Ergebnisse sind häufig falsch. Das Teilen großer Zahlen scheint vielen ein Mysterium zu sein, und die Bedeutung der Null beim Rechnen ist noch weitgehend unbekannt. Trotz der aufwändigen Darbietung der Waren und der Begeisterung der Menschen ist der Umfang des Handels vergleichsweise gering. Die Gesamtmenge an Waren, welche in einem Jahr über die erste Hängebrücke der Geschichte am Gotthard-Pass nach Frankreich gebracht wurde, würde in einen modernen Güterzug passen⁹, und die gesamten Handelswaren, die die berühmte venezianische Flotte transportierte, noch nicht einmal ein modernes Containerschiff füllen.

Nächster Halt: Deutschland. Etwa im Jahr 1550.

Andreas Rüff, ein bärtiger Kaufmann, kehrt, in einen Pelz gehüllt, in sein Haus in Baden zurück; in einem Brief an seine Frau schreibt er, er habe 30 Märkte besucht und sich beim Reiten wund gesessen. Noch mehr zu schaffen machen ihm allerdings die schwierigen Arbeitsbedingungen; während er reist, muss er alle paar Kilometer anhalten, um Handelszölle zu entrichten. Allein zwischen Basel und Köln muss er 31 mal Zoll zahlen.¹⁰

6) Vgl. Henri Pirenne, *Economic and Social History of Medieval Europe* (dt. *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter*), New York, o. D., S. 102-103

7) Ebd., S. 145

8) Vgl. Miriam Beard, *A History of the Business Man*, New York 1938, S. 83

9) Vgl. Pirenne, op. cit., S. 35, n. 1; Beard, op. cit., S. 83

10) Vgl. ebd.